



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Newald, J. von: Deutschland und Österreich : zur Halbjahrhundertfeier des  
Prager Friedens am 23. August 1866

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Deutschland und Österreich

Zur Halbjahrhundertfeier des Prager Friedens am 23. August 1866

Von Dr. J. von Newald

Der nachfolgende Aufsatz stammt aus der Feder eines Österreichers. Er bildet das Gegenstück zum Aufsatz des Reichsdeutschen Dr. Karl Buchheim, den wir anlässlich der Halbjahrhundertfeier des Nikolsburger Friedens in Heft 29 d. J. veröffentlicht haben. Beide Verfasser gelangen unabhängig voneinander zu dem Ergebnis, daß der Friedensschluß zwischen Deutschland und Österreich eines der im höchsten Sinne staatsmännischen Meisterstücke Bismarcks war, und daß beide Parteien heute nur das betonen wollen, was sie nach langem Hader veröhnte.

Die Schriftleitung.



reisig Jahre werde der deutsche Krieg dauern — so prophezeite man im Frühjahr 1866. In Wahrheit währte es vom Beginn der Feindseligkeiten bis zum Präliminarfrieden etwa einen Monat, und zwischen den ersten Schüssen in Böhmen und der Entscheidungsschlacht lag eine Woche. Auch sonst lebte die Zeit vor dem Ringen in manchem Irrtum. Recht allgemein hielt man Österreich für den unbedingt stärkeren Teil, und in der Donaumonarchie selber herrschte eine verhängnisvolle Unterschätzung des Gegners. Man malte sich den Kampf mit Preußen meist optimistisch aus. Neben dem Haß gegen den „Störenfried mit den drei Haaren“, gegen den „Herrn von Eisenblut“, gab sich eine mit Mißachtung gepaarte Abneigung gegen alles Preußische überhaupt in schärfsten Formen kund. Eine ähnliche erbitterte Aversion gab es in Norddeutschland nicht. Dort wollte ja lange kaum jemand den Krieg außer jenem einen, der eben stärker war als alle andern zusammen.

So kam der blutige Strauß, von dem Moltke höchst aufrichtig und in seiner großzügigen Art gesagt hat: „Der Krieg 1866 ist nicht aus Notwehr gegen Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes. Er ist ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietsvermehrung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung“. Stark aber war hüben und drüben der patriotische Gram ob des Bruderkrieges, ob des Kampfes Deutscher gegen Deutsche, der eine echte, frohe Begeisterung ausschloß. Mit posthumer Genugthuung stellen wir aber auch fest, daß dieser Krieg, nach heutigem

Maße gemessen, ein „mit Glacéhandschuhen“ geführter war. Ist auch Königgrätz eine der größten und blutigsten Schlachten des Jahrhunderts gewesen, so erscheint der Feldzug im ganzen doch nur wie eine kurze und glimpfliche Episode, wie ein Degenkreuzen zwischen ritterlichen Gegnern.

Heute vollends sind die Wunden vernarbt, die das Jahr 1866 schlug. Die Generation, die mit echtem Schmerz sah, wie Haus Oesterreich aus seiner 400 Jahre alten Präsidialstellung in Deutschland gedrängt wurde, ist schier ausgestorben. Ihre wenigen Reste haben sich mit dem Schicksal längst abgefunden. Nicht was uns in trauriger Fehde trennte — was uns versöhnte, wollen wir ins Gedächtnis rufen. Die Verhandlungen von Nikolsburg und der Präliminarfriede vom 26. Juli 1866 aber waren es, die diese Versöhnung brachten (zunächst freilich nur äußerlich), die aber doch alles weitere möglich machten . . . .

Königgrätz war geschlagen. Bismarck trat vor. Wie mit einem Schlage ist aus dem verwegenen Spieler, der die Dinge mit Absicht auf die Spitze getrieben hat, der weise und maßvolle Staatsmann geworden, der dem Blutvergießen ein Ende machen will. Der preußische Premier hatte den kurzen Feldzug im Hauptquartier des königlichen Oberkommandanten mitgemacht. Aber erst nach der großen kriegerischen Entscheidung kamen harte Arbeit und Sorge für ihn — Stunden, die er noch als Greis den schwersten seines Lebens zählte. Darum sind die mit angestrengter Tätigkeit erfüllten Wochen nach dem 3. Juli auch für das psychologische Lebensbild des Gewaltigen von hoher Wichtigkeit.

Schon in den bangen Entscheidungsstunden von Königgrätz dachte Bismarck, wie er selber erzählt, nach, wie man sich künftig zu Oesterreich stellen werde. Aber er hat sich gewiß schon weit früher solche Gedanken gemacht. Den Habsburgerstaat zu zertrümmern war objektiv unmöglich und lag subjektiv sicher nicht in den Plänen eines Realpolitikers, der gerade durch seine klare Erkenntnis des Erreichbaren so viel wirklich erreicht hat. Am selben Abende des 3. Juli, da Moltke das historische Wort sprach: „Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen“, sagte Bismarck zu seinem Könige (wie Sybel bekräftigt), „Die Streitfrage ist entschieden. Jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen“. Bismarck war eben bei aller Tatkraft und Beharrlichkeit der Mann, der stets wußte, wo und wann er einzuhalten habe. Auch das ist eines der Geheimnisse seiner Erfolge.

Es waren drei praktische Gründe, die in dem Minister den Wunsch nach einem baldigen Frieden sozusagen stündlich steigerten. Zuerst Erzherzog Albrecht und seine bei Custozza siegreiche Südmarmee; zweitens die furchtbar wütende Cholera; drittens Louis Napoleon. Leitender Gedanke aber blieb für den Staatsmann, dessen Blick ebenso in die Weite wie in die Tiefe ging, daß Oesterreich geschont werden müsse, sofern dies mit dem vorgesteckten Ziele nur irgend vereinbar war. Denn ein tödlich verletztes Oesterreich — so argumentierte Bismarck

— würde für alle Zukunft der natürliche Bundesgenosse der Feinde Preußens sein. Ja, schon für die nächste Zukunft besorgte Bismarck, das Duell zwischen den zwei deutschen Großmächten könnte zu einem europäischen Koalitionskrieg werden, in dem es für Preußen um „Kopf und Kragen“ gehen würde.

Auf diesem Wege von Nikolsburg zum Frieden aber fand Bismarck den Hauptgegner nicht in Oesterreich und nicht in Napoleon, sondern bei seinem eigenen Herrn und Gebieter. König Wilhelm und seine Heerführer wollten sich in dem glänzenden Siegeszug, der geraden Wegs nach Wien wies, nicht aufhalten lassen. Und gerade einen triumphalen Einzug in die Kaiserstadt — in Bismarcks Augen nichts als eine Sache der militärischen Eitelkeit — wollte der Minister dem geschlagenen Oesterreich ersparen.

Über Napoleons Vermittlung, die unmittelbar nach Königgrätz einsetzte, haben die Forschungen unserer Zeit viel Neues und Interessantes beigebracht.\*) Natürlich hatte der Kaiser die deutsche Frage stets mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der Hader zwischen Preußen und Oesterreich konnte ihm nur erwünscht sein und man weiß, wie eifrig er das preußisch-italienische Bündnis gefördert hatte. Seine überfeine Berechnung litt aber doch wohl an dem Grundfehler, daß er einen Sieg Oesterreichs voraussetzte. Offenbar wollte er im günstigen Augenblick eingreifen, um für sich selber etwas herauszuschlagen. Gewiß nicht aus Eroberungssucht, sondern zur Stärkung seiner Position in Frankreich selber.

Schon am 2. Juli hatte Oesterreich Napoleon um Vermittlung eines Waffenstillstandes ersucht; und am Tage nach Königgrätz erschien Fürst Metternich in den Tuileries, um im Namen seines Souveräns Venetien dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Denn hier sollte dieser den Waffen Italiens Einhalt gebieten und so die Verwendung der österreichischen Südmarmee gegen Preußen ermöglichen. Mit tiefem Grolle vernahm die Wiener Bevölkerung, daß man Venedig „die Perle in der Krone des Kaisers“ an Oesterreichs Erzfeind preisgegeben habe. Heute freilich wissen wir, daß durch den merkwürdigen Geheimvertrag vom 12. Juni 1866, also vor Ausbruch des Krieges, die Abtretung Venetiens an Napoleon dem Dritten auch für den Fall eines österreichischen Sieges auf beiden Fronten verabredet war. Der Preis für Napoleons Neutralität!

Schon in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli erfuhr König Wilhelm in seinem Hauptquartier zu Hirschitz durch ein Telegramm Napoleons die Abtretung Venetiens und die österreichische Bitte um Vermittlung. Er verhielt sich zunächst dilatorisch. Denn sein erster Ratgeber wagte es nicht, die ihm höchst unwillkommene Einmischung Napoleons kurzweg abzuweisen. Daß Frankreich zu einem Kriege nicht gerüstet sei, wußte wohl auch Bismarck. Aber mit

\*) Vortrefflich dargestellt ist diese phasenreiche und höchst eigennützige Mediation in Friedjungs mit Recht hochgeschätzten „Kampf um die Vorherrschaft“ in Deutschland und bei Klein-Sattungen „Bismarck und seine Welt“. I. Band. (Berlin bei Dümmler 1902). Vergleiche auch Erich Brandenburg: „Untersuchungen und Altentstücke zur Geschichte der Reichsgründung“ und den hierauf fußenden Aufsatz in den Grenzboten (Heft 29 d. J.)

den starken süddeutschen Kräften vereinigt, konnten auch nur vierzigtausend Franzosen im Westen eine bedenkliche Situation schaffen. So dachte der Politiker, der auch mit den in Süddeutschland noch nicht ganz erstorbenen Rheinbundgelüsten rechnete, während Moltke bereit war, den Kampf auch an der Rheinfront aufzunehmen.

Die militärischen Bewegungen nahmen indeß ihren Fortgang. Am 6. Juli besetzen die Preußen Prag; am 10. übernimmt Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über alle kaiserlichen Streitkräfte; ein Teil der Südbarmee wird nach der Donau gezogen und ein Manifest Franz Josefs scheint einen neuen Widerstand Oesterreichs einzuleiten. Um diese Zeit war es schon klar, daß Napoleon sich mit seiner Intervention zunächst eine böse moralische Schlappe geholt hatte. Preußen blieb nicht gleich auf den ersten Wink des in Europa noch immer für so mächtig Gehalteneen stehen, und die Italiener lehnten es ab, Venetien als Geschenk aus seiner Hand zu nehmen. Mit großer Offenheit gestand der Kaiser, der einen ganz gebrochenen Eindruck machte, dem preussischen Gesandten in Paris von der Holz das Mißliche seiner Lage ein. Er selber wollte, krank und unkriegerisch wie er war, nichts weniger als ein Eingreifen mit den Waffen, das ihm sein Minister Drouyn de Lhuys anriet. In der französischen Regierung und bei Hofe waren die Ansichten geteilt. Rouher sprach von „patriotischen Beklemmungen“ und die sogenannte Volkstimme rief schon vernehmlich nach „revanche pour Sadowa!“ So gewann die Vermittlung Napoleons, hinter der kein schlagfertiges Heer stand, immer mehr den Charakter des Schwächlichen, Schwankenden, in sich selber Unklaren und gegen die andern Unaufrichtigen.

Mit der persönlichen Vermittlung hatte der Kaiser den Grafen Benedetti betraut — denselben, der vier Jahre später eine noch obdösere Mission übernehmen mußte. Ihm war es nach vielen Mühsalen gelungen, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli nach Zwittau zu kommen und dort plötzlich an Bismarcks Bette zu erscheinen. Den Premier empfing den Franzosen höflich und suchte ihn zu sondieren. Benedetti machte aber keine positive Vorschläge. So ließ Bismarck, am 12. in Brünn angekommen, sofort den Bürgermeister der Stadt zu sich bitten. Das war Dr. Karl Giskra, ein alter Achtundvierziger, der spätere „Bürgerminister“, ein Mann von hohem Verstande und starkem Temperament. Ihn ermächtigte Bismarck in Wien zu sagen: Oesterreich könne sofort Frieden ohne Gebietsabtretung, ohne Kriegsschädigung, ja mit freier Hand südlich des Mains haben, wenn es dem Könige von Preußen freie Hand in Norddeutschland gewähre und wenn — jede Vermittlung Napoleons ausgeschlossen sei. Giskra, der es nicht wagte, in solchen Tagen die unter seiner Leitung stehende Stadt zu verlassen, sandte den Präsidenten der Brünnener Handelskammer, Baron Herring, an seiner statt. In Wien aber ließ man den Boten Bismarcks erst ungebührlich lange auf Antwort warten. Man schreibt dieses ebenso unhöfliche als unkluge Zaudern dem Einflusse des un-

seligen, von düsterem Geheimnis umwobenen Grafen Moriz Esterhazy zu. Gewiß besaß dieser Minister „ohne Portefeuille“, dem man gemeinhin eine Hauptschuld an der unglücklichen österreichischen Politik von 1866 beimißt, in der Hofburg und am Ballplatz mehr Macht, als der nominelle Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Graf Mensdorff-Pouilly. Als nun Herring — erst am 19. Juli! — bei Bismarck eintraf, um die Geneigtheit der österreichischen Regierung zu direkten Unterhandlungen anzuzeigen, hörte er ein: Zu spät! Die Mediation Frankreichs sei bereits angenommen. Das war, schreibt Friedjung, „das Ende der Verbindung Österreichs in Deutschland“, denn die letzte Gelegenheit für die Monarchie, im Süden des Mains festen Fuß zu fassen, war vorbei. Bismarck ist auf seinen wiederholt gestellten Antrag einer Trennung Deutschlands in zwei Interessensphären nicht mehr zurückgekommen.\*)

Bismarck sprach mit seinem Zu spät! die Wahrheit. Schon am 14. Juli hatte Napoleon mit Golz die Bedingungen eines Friedens in der Weise skizziert, wie er der Hauptsache nach zwölf Tage später wirklich zustande kam. Am 17. waren diese Punktationen im preußischen Hauptquartier zu Nikolsburg eingetroffen. Bereits am Tage darauf erschien hier Benedetti, der, ganz wie später in Ems verurteilt war, die Rolle des Zudringlichen zu spielen.

Nikolsburg liegt in einer der schönsten Gegenden Mährens, hart an der nieder-österreichischen Grenze im Süden der weingeseigneten Polauer Berge. Das Städtchen — nebenbei gesagt die Heimat Sonnensels', des erleuchteten Ratgebers Maria Theresiens — hat in jenen Tagen einen weltgeschichtlichen Namen erobert. Es bedeutet für alle Zeiten die Grenzscheide zwischen der österreichisch-preußischen Rivalität, die mit dem Regierungsantritt des großen Friedrich begonnen hatte, und einer treuen, festen Freundschaft, die in unsern Tagen ihre glanzvollste Probe bestanden.

Hier wurde vorerst am 22. Juli eine fünftägige Waffenruhe vereinbart. Zwei Tage vorher hatte Tegetthoff bei Vissa gesiegt; die Preußen aber standen schon vor den Toren Wiens und vor Preßburg. Aber ehe die fünf Tage um sind ist auch der Friede gemacht. Mit den österreichischen Unterhändlern hatte Bismarck nicht allzu schwere Arbeit. Den Vertreter Napoleons scheint er mit halben Worten und halben Zugeständnissen vertröstet zu haben, die er nie einzuhalten gedachte. Einen harten Kampf aber hatte er mit seinem „alten Herrn“. Und da war die Friedenssache, für die sich Bismarck mit seinem ganzen Feuer einsetzte, mehr als einmal in Gefahr, zu scheitern. Heute erst vermögen wir die Kraft und das Geschick zu ermessen, mit denen der Minister dieser Hinder-

\*) „Ich glaube“, sagte Giska, „unsere Staatsmänner haben wieder einmal eine Überfuhr veräußt“. (B. Heinrich „Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten“). — Man hat den Fall Giska wohl auch für eine Autosuggestion des selbstbewußten Brüner Bürgermeisters oder für einen schlechten Scherz Bismarcks gehalten. Aber was Giska in einer Delegations-sitzung von 1871 erzählte, ist tatsächlich unwiderlegt und unwidersprochen geblieben.

nisse Herr wurde, aber auch die Verdienste, die er sich in diesen heißen Tagen um Preußen, um Deutschland, um Oesterreich erwarb.

An der Grenze seiner Siebzig stand König Wilhelm im Glanze eines Erfolges, den sich vier Wochen vorher niemand geträumt hätte. Ist es zu wundern, wenn dem Lorbeergeschmückten Greise nun das, was Bismarck ihm empfahl, zu wenig dünkte? Es mag ein banales Wort sein, kennzeichnet aber doch wohl das, was menschlich und begreiflich ist: dem Könige war der Appetit beim Essen gekommen. Lange hatte er dem Kriege widerstrebt und ihn zuletzt nur als einen defensiven akzeptiert. Nun standen seine Truppen vor der feindlichen Hauptstadt. Nun wollte er, Soldat durch und durch, nur als wirklicher Sieger, will sagen als Eroberer heimkehren. An Annexionen im Sinne einer Einverleibung ganzer Staaten dachte er noch nicht, wohl aber an ausgiebige Gebietsverweiterungen: Westfalen mit Leipzig, Chemnitz, Zwickau; die einst hohenzollerschen Marktgrafschaften Ansbach und Baireuth; Ostfriesland; das böhmische Egerland, das gewerbebesleißige Reichenberg; das blühende österreichische Schlesien sollten preußisch werden! Ging das nicht im Guten, so mußte man eben die Waffen wieder aufnehmen, den schon begonnenen Angriff auf Preßburg fortsetzen und nötigenfalls auch den Kampf mit Frankreich wagen.

Wie weit stand, was Wilhelm der Erste und seine militärischen Ratgeber anstrebten, von dem ab, was Bismarck, „der Questenberg des Lagers“, beantragte, — Bismarck der erklärte, mit der freien Hand in Norddeutschland sei Preußens politischem Bedürfnisse Genüge geleistet. Auf dem schönen, hochgelegenen Schlosse der Dietrichstein zu Nikolsburg gab es nun dramatische Szenen, auf die der Kanzler in späteren Jahren oft zurückkam. Sehr richtig sagt Erich Marcks, daß bei König Wilhelm die persönlichen, die dynastischen, die Siegergefühle, bei Bismarck der sachliche preußische Staatsgedanke überwog. Oder mit anderen Worten, der König wollte das erst noch zu Erkämpfende, das Gefährliche und Zweifelhafte; der Minister das Praktische, Sichere, Gesunde. Jedenfalls war Bismarck kein angenehmer Diener, aber auch Wilhelm kein bequemer Herr.

Man staunt, daß so tief sitzende Unterschiede sich in ein paar Tagen ausgleichen konnten, freilich erst, nachdem sie heftig aufeinandergeprallt. „Die maßgebenden Nervensysteme“ schreibt Moon, „sind so überreizt, daß es hie und da lichterloh zum Dach hinaus brennt und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer hinzueilen muß.“ Im Kriegsrate vom 3. Juli stellte sich der König auf die Seite der Militärpartei und der einzige Zivilist in der Konferenz war so erregt, daß er ins Nebenzimmer ging, sich aufs Bett warf und einen Weinkrampf hatte wie ein Kind. Damals auch körperlich leidend, sah Bismarck, wenn der Krieg fortgesetzt würde, sein ganzes bis nun so schön gediehenes Werk gefährdet.

Er setzte sich hin und schrieb eine seiner gewaltigsten Denkschriften nieder, die in dem lapidaren Satze gipfelte: „Der Ausschluß Oesterreichs aus dem

Bunde, in Verbindung mit der Annexion von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau darf als ein Ziel angesehen werden, wie es bei Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte". Dieses Ziel wegen des Gewinnes von ein paar Quadratmeilen oder ein paar Millionen Kriegsentschädigung in Frage zu stellen, wäre ein politischer Fehler.

Noch einmal setzte Bismarck am 24. — dem entscheidenden Tage — dem König an der Hand dieses Memorandum all' seine Gründe für einen raschen und milden Frieden auseinander. Wilhelm gab ihm in manchem Punkte recht; aber, sagte er, Oesterreich und seine Verbündeten müssen für ihre preußenfeindliche Haltung gestraft werden. Worauf Bismarck: Unsere Aufgabe ist die Anbahnung einer nationalen Einigung unter Preußen, nicht aber das Strafrichteramt. Und mit seinem ganzen Freimuth setzte er hinzu, Oesterreichs Rivalität gegen Preußen sei nicht strafbarer als die Preußens gegen Oesterreich.

Das war im Grunde nur mehr ein Streit um Worte. Aber der König erboste sich doch so, daß Bismarck es vorzog sich zu entfernen. Er trat in sein Zimmer und dachte, wie er selber erzählte, ob es nicht das Beste wäre, zum offenen Fenster des vierten Stockwerks hinab zu „fallen“. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Es war die des Kronprinzen, der sich in schlichten Worten erbot, beim Könige zu vermitteln. Schon nach einer schwachen halben Stunde kam er wieder zurück. Es habe schwer gehalten, aber der Vater habe zugestimmt. „Sprich Du im Namen der Zukunft“ hatte Wilhelm zu seinem Sohne gesagt. So war es in dieser kritischen Stunde der künftige Thronerbe, der nie ein Freund Bismarcks und stets ein Gegner des Krieges gewesen, und der nun mit Kraft und Erfolg eingriff. Bismarck hat ihm dies nie vergessen. „Der Kronprinz“, sagte er nach Jahren, „war der einzige verständige Mensch im Hauptquartier zu Nikolsburg, der mir beigegeben und sich namentlich dem Begehren von Landesabtretungen Oesterreichs kräftig widersetzt hat“. Übrigens waren es recht unfreundliche Worte, die Wilhelm als Marginale auf Bismarcks Denkschrift setzte: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen“. Wir denken heute, daß man solche „Schmach“ wohl auf sich nehmen konnte.

Als die Bedingungen von Nikolsburg schon zur Unterschrift fertig lagen, erschien Benedetti mit den gewissen Kompensationsforderungen. Aber Bismarck, der die Sache nun im Sacke hatte, wies ihn ebenso höflich als kurz ab. Das Wesentliche in den nur vorläufigen aber für beide Teile bindenden Präliminarien, die das historische Datum des 26. Juli 1866 tragen, bleibt immer die Zustimmung Oesterreichs zur Auflösung des deutschen Bundes und zur Ordnung der Dinge in Norddeutschland nach Preußens Ermessen. Selbstverständlich

war die Abtretung Schleswig-Holsteins. Auch im Punkte der Kriegsschädigung zeigte sich Bismarck nachgiebig; die 20 Millionen Taler, die Oesterreich auferlegt wurden, dünken uns heute eine Bagatelle. Auch die süddeutschen Staaten kamen ohne nennenswerte Gebietsabtretung und mit relativ bescheidenen Zahlungen weg. Für Sachsens, seines tapferen Bundesgenossen, territoriale Integrität war Oesterreich in loyaler Weise eingetreten. Aber auf der Zugehörigkeit des Königreichs zum künftigen norddeutschen Bunde hatte Bismarck, zuletzt mit Heftigkeit, bestanden.

Bereits am 23. August erhielten die Präliminarien ihre endgültige Form. Dieser Prager Friede ist das grundlegende Dokument geworden zur modernen Stellung Preußens. Es gab dem bis dahin schwächtigen und in zwei Teile zerrissenen Staat Vergrößerung und Abrundung. Es machte ihn zum Führer nördlich des Main; es hat aber dem Begriffe „deutsch“ schon damals einen über den Norden hinaus greifenden Inhalt gegeben. Denn was die Welt freilich noch nicht wußte: zehn Tage vor Prag waren die geheimen Schutz- und Trugbündnisse Bismarcks mit den süddeutschen Staaten perfekt geworden. Jenen besondern „Südbund“, der ihnen vorbehalten wurde, blieb auf dem Papier und die Schaffung eines Deutschen Reiches war schon in jenen Tagen, soweit es die Umstände zuließen, sichergestellt.

Für Louis Napoleon und seine Rheinbundswünsche bildete auch dies einen Mißerfolg. Als im Juli 1870 die Süddeutschen nicht mit Frankreich, sondern vertragstreu mit Norddeutschland gingen: da erst mochte der Kaiser erkennen, wie sehr ihn dieser sympathische Monsieur de Bismarck 1866 hinter's Licht geführt. Bismarck hatte den von der Welt noch für überschlau Gehaltene hingehalten und als Mittel benutzt, um ihn zuletzt auch um die bescheidensten „Spesen“ seiner Neutralität und Mediation zu bringen. Sicher hat Napoleons Dazwischentreten nach Königgrätz an sich seine Folgen gehabt; denn es drängte die preußischen Vorherrschaftsgedanken über ganz Deutschland zunächst in den Hintergrund. Oesterreich aber hätte ohne Napoleons Vermittlung vermutlich — siehe Mission Giskra — noch bessere Bedingungen erreicht; für sich selber endlich hat der „ehrliche Makler“ von der Seine nichts erzielt, als eine Abfuhr. Am 4. August ist Bismarck in Berlin; am 5. erscheint schon Benedetti und fordert nun nicht mehr kleine Grenzberichtigungen, sondern schlankweg Mainz, Saarlouis, Saarbrücken, die bayrische Rheinpfalz. Bismarck weist ihn trocken ab, droht mit den Kriege. Benedetti geht und sein erhabener Souverän steckt die „diplomatische Ohrfeige“ ruhig ein. So brachte 1866, und zwar weniger der preußische Sieg als die französische Vermittlung, für Louis Napoleons Prestige daheim und in Europa eine bedenkliche Einbuße . . .

„Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen den beiderseitigen Staaten herrschen,“ hieß es wie üblich im Prager Traktat. Niemals sonst ist eine konventionelle Phrase so zur Wahrheit geworden. Mit der Freundschaft freilich hatte es, wenigstens beim Besiegten, noch seine guten Wege. Aber

der beharrlichen Staatskunst eines Bismarck und der kongenialen Mitarbeiterchaft eines Andrássy ist es gelungen, aus dem kühlen Frieden allmählich ein Einvernehmen und aus dem Einvernehmen eine Defensivallianz zu schaffen. Und aus dieser wurde ein weit das Maß alles international Gewöhnten überragender Freundschaftsbund. Seine Früchte reifen täglich und stündlich. Für solche Politik aber wurde der Weg im Sommer 1866 zu Nikolsburg und Prag frei gemacht. Und das ist der letzte Sinn dieser Halbjahrhundert-Erinnerung.



## Wir und die Chinesen

Von Generalsekretär Dr. Max Linde



ie neueren Beziehungen zwischen China und den westeuropäisch-amerikanischen Staaten haben von Beginn an, also ungefähr seit dem Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, unter einem unglücklichen Sterne gestanden. Irrungen und Wirrungen haben sie beherrscht, die entstanden waren und entstehen mußten aus der vollständigen Unkenntnis, in der sich jeder Teil bezüglich der Staats- und Weltanschauung des andern befand.

Was wußte der Westen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom alten China, seiner großen Geschichte, seiner Machtentfaltung in früherer Zeit, seiner religiös-ethischen Staatsidee, seiner uralten Kultur, seinem reichen Geistesleben? Nichts. Zwar trafen Westen und Osten damals ja nicht zum ersten Male zusammen, denn schon Jahrhunderte früher waren die Kaufleute und Gesandten der führenden westlichen Staaten nach China gekommen, hatte ein Marco Polo, der größte Chinakenner am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, seine Reisen durch das weite Reich gemacht, waren katholische Missionare drüben erfolgreich tätig gewesen. Aber was sie uns überliefert hatten, war in den Archiven und Büchereien vergraben, war das geistige Eigentum einer ganz geringen Zahl von Gelehrten. Die europäischen Regierungen und ihre Diplomaten und Admirale, die europäischen Kaufleute und Schiffseigentümer hatten von China kaum eine andere Vorstellung als die eines großen dichtbevölkerten Landes, das aus teuflischer Bosheit oder verblendeter Torheit sich abschloß, keine diplomatischen Beziehungen anknüpfen, keine kaufmännischen Geschäfte mit Ausländern machen, keine Fremden seine Grenzen überschreiten lassen wollte.

Und was wußte auf der anderen Seite China vom Westen, seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung, seiner Weltanschauung, seinen Zielen und Absichten, seinem Willen und Wollen? Ebenfalls nichts. Den katholischen